

Matthias Brandt

Der Gedankenspieler

Matthias Brandt hat sein erstes Buch geschrieben. Darin streift der Schauspieler durch eine Kindheit in der Bonner Republik. Wir streifen mit ihm durch den Park.

Von **Wiebke Porombka**

7. September 2016, 16:51 Uhr / 8 Kommentare



Der Schauspieler und Schriftsteller Matthias Brandt, Jahrgang 1961

© Nina Lüth für ZEIT ONLINE [<http://ninalueth.de/>]

Wenn man an einem Spätsommertag mit [Matthias Brandt](https://www.zeit.de/2011/39/Rettung-Matthias-Brandt) [<https://www.zeit.de/2011/39/Rettung-Matthias-Brandt>] durch den Glienicker Park spaziert und von der Havel her immer wieder der Wind auffrischt, hat man sehr schnell vergessen, wie geschichtsträchtig dieser Ort ist. Nicht nur die teils maroden, teils sorgfältig renovierten Zeugnisse preußischer Baukultur und die Lennésche Gartenkunst. Auf der benachbarten Glienicker Brücke, auf der bis 1989 die Grenze zwischen BRD und DDR verlief, wurde der wohl spektakulärste Agentenaustausch zwischen Ost und West inszeniert.

Jetzt fühlt es sich eher an wie ein Tag am Meer. Man könnte ewig so weiterstapfen, unter knallblauem Himmel, ohne Blick auf die Uhr, und mit Brandt plaudern. Nicht unbedingt über seine Filmkarriere, über seine Rolle als DDR-Spion Günter Guillaume in *Schatten der Macht*, über den lernbehinderten Vater in *In Sachen Kaminski*, dem sein Kind weggenommen werden soll, oder über seinen Kommissar Hanns von Meuffels im *Polizeiruf* [<https://www.zeit.de/kultur/film/2016-01/polizeiruf-muenchen-brandt-kriminelle-elemente>].

Lieber nicht, da schon so viel über den Schauspieler Matthias Brandt geschrieben wurde, und weil man ja auch kaum etwas anderes tun könnte, als die immer wieder berücksichtigende Feinsinnigkeit in seinem Spiel zu loben, das Zurückgenommene, das einen sehr viel genauer hinhören und zusehen lässt. Und am Ende würde einem noch etwas herausrutschen wie: dass man manchmal fast heulen muss beim *Polizeiruf*, weil das so traurig ist und gleichzeitig so schön, wenn Brandt als Hanns von Meuffels Sandra Hüller als Gefängnisdirektorin anschaut, vorsichtig von der Seite, oder seine alkoholranke Kollegin (Barbara Auer), mit dieser fragilen, ungeschützten Sehnsucht im Blick, und irgendwie klar ist, dass das eh alles nichts wird, dass Meuffels allein bleibt, unaufgehoben, und weiter seine blütenweißen, noch mit dem Reinigungsschildchen versehenen Hemden in einen gesichtslosen Büroschrank hängen wird. Um Himmels willen!

Es gibt immer etwas zu entdecken

"Kommen Sie, im hinteren Teil des Parks ist es schöner. Da ist es wilder", sagt Brandt und kneift ein wenig die Augen zusammen. Das mag an der Sonne liegen, die ihn blendet. Ein wenig ist es aber auch dieses leise Brandt-Lächeln, das amüsiert wirkt, immer aber auch ein klein wenig spöttisch. Wobei unklar bleibt, ob die Belustigung seinem Gegenüber gilt oder sich selbst. Je länger wir an diesem Vormittag unterwegs sind, desto stärker wird der Eindruck: Weder das eine noch das andere ist der Fall, eher scheint es eine grundsätzliche Bereitschaft zu sein, sich von kleinen, unspektakulären Dingen überraschen zu lassen, eine sanfte Freude über nebensächliche Entdeckungen, die das Leben an jeder Ecke bereitstellt.

Mit dieser angenehmen Unverstelltheit erzählt Brandt auch über sein erstes Buch, das jetzt erscheint: *Raumpatrouille*. Eigentlich, das ist Brandt wichtig, ist *Raumpatrouille* Teil eines Projekts, das gemeinsam mit dem Musiker Jens Thomas entstanden ist. Mit Thomas zusammen hat Brandt bereits einige Bühnenprogramme konzipiert, über Angst oder über die Romanvorlage zu Hitchcocks *Psycho*. Untertitel: "Fantasie über das kalte Entsetzen". In ihrer neuen Zusammenarbeit widmen sie sich dem Thema: Kindheit. *Memory Boy* heißt das Album, auf dem sich Thomas musikalisch mit dieser frühen Lebensphase und der erinnernden Annäherung an sie auseinandersetzt. In dieser Kombination werden Brandt und Thomas auch auf der Bühne zu sehen sein: Text und Musik gibt es nur gemeinsam, keine klassischen Autorenlesungen.

Die gedämpften Nachmittage

"Geschichten", nicht "Erzählungen" lautet die Genrebezeichnung auf Brandts Buch, seinem Debüt als Schriftsteller. Der Umschlag zeigt einen Jungen im

weißen Raumanzug, der auf den violetten Horizont blickt, neben ihm ein weißer Hund. Von diesem Jungen, mal ist er acht, mal zehn Jahre alt, mal weiß man es nicht so genau, erzählt Brandt in seinen Geschichten. Ein paar Stichworte, die zu Anfang der ersten Geschichte fallen, genügen, um den Leser hineingleiten zu lassen in eine Kindheit und in die alte Bundesrepublik der späten 1960er, frühen 1970er Jahre, diese etwas trügen, etwas langweiligen, von den Nachwirkungen der NS-Zeit überschatteten, aber irgendwie auch wohligen Jahre. Eine Zeit, in der gesellschaftliche Mentalität mit einem Kindheitsgefühl auf eigenartige Weise zusammengefallen sind.

Endlos gedehnt, gedämpft sind die langen Nachmittage, die Brandts Ich Erzähler häufig allein in dem riesigen Haus seiner Eltern verbringt und darauf wartet, dass endlich die nächste Folge *Percy Stuart* beginnt. Zwischendurch ein bisschen Fahrrad fahren (Bonanzarad, klar), ein bisschen bei dem Beamten rumhängen, der das Grundstück der Familie bewacht, mit ihm die neue James-Last-Kassette hören, das Teewurstbrot, das er anbietet, heimlich in der Jackentasche verschwinden lassen, weil es doch nicht so gut schmeckt, wie man dachte.

Das Schreiben selbst, erzählt Brandt, habe für ihn auch sehr viel mit Warten zu tun. Nicht ein Warten auf die berühmte Inspiration scheint er zu meinen, sondern das Warten darauf, dass sich der Ton, die Stimmung, die Bilder einstellen. "Irgendwie findet sich so ein Text ja vielmehr selbst. Man hätte das natürlich gern, dass man da wie mit einer Marionette herumspielen kann, aber meistens ist das nicht so. Ich glaube, es geht eher um ein genaues Hinhören und dem dann zu folgen." Wenn Brandt über dieses Warten erzählt, dann klingt es, als würde er sagen: Das war herrlich!

Aus dem eigenen Leben entschlüpfen

Schreiben, sagt Matthias Brandt, habe viel mit Warten zu tun. © Nina Lüth für ZEIT ONLINE [http://ninalueth.de/]

Brandt hat übrigens recht. Wilder ist es nun wirklich, der anfangs wohlondulierte Park hat sich mittlerweile in einen veritablen Wald verwandelt. Wenn Brandt einen hier stehen lassen würde, wäre man relativ aufgeschmissen. Die Orientierung ist längst dahin.

"Das hat etwas mit Konzentration zu tun, sich darauf einzulassen", sagt Brandt. "Dann bekommt das Ganze eine Eigendynamik. In diesem Aspekt hat sich das Schreiben gar nicht so sehr von der Schauspielerei unterschieden. Man muss eigentlich nur die Bedingungen schaffen, dass dieser Prozess in Gang kommen kann. Alles andere ist überkonzeptionell."

Dieses Prinzip: Bedingungen zu schaffen und dann zu schauen, wohin es einen trägt, ist nicht nur das Geheimnis von Brandts Spiel und nun auch seines Schreibens. Sich in andere Menschen hineinzufantasieren – Menschen, an denen er zufällig vorbeikommt, die vielleicht gerade vor ihrer Garage stehen oder die Post aus dem Kasten holen – und sich vorzustellen, deren Leben zu führen, das sei ganz wesentlich für ihn, erzählt er und zwinkert gegen die Sonne: Das mache er ganz willkürlich, immerzu.

Vielleicht erzählt es schon eine ganze Menge über Matthias Brandt, wenn man neben ihm auf einem schmalen Pfad durch den Wald läuft, auf dem eigentlich nur eine Person Platz hätte und an dessen Seiten es unmittelbar unwegsam wird. Brandt kommt noch nicht einmal aus Gedankenverlorenheit auf die Idee, den Platz in der Mitte zu beanspruchen, auch wenn es doch um ihn geht bei diesem Spaziergang. Stattdessen läuft er wie selbstverständlich am Rand des Weges, wo er hin und wieder ein wenig balancieren muss.

Ein typisches Kindheitsgefühl

Wahrscheinlich ist es genau seine Achtsamkeit, die ihn zu so einem genauen Beobachter und zu einem so sensiblen Darsteller und nun auch Erzähler macht. "Ich glaube", sagt Brandt, "dass sich wahnsinnig viel über Kränkungen definiert. Oder über deren Vermeidung oder Umgehung. Ein Mensch wird gekränkt, und dann richtet er sein Leben danach aus, dass das in dieser Form nicht mehr passieren kann. Wenn ich an Figuren oder Rollen arbeite, ist das immer ein Element, das mich stark beschäftigt. Ich glaube, dass man sehr viel definieren und charakterisieren kann, wenn man fragt: Wo ist der größte Kränkungspunkt dieser Figur?"

Der Weg, den Brandt eingeschlagen hat, steigt steil an, die Bäume lichten sich

und geben plötzlich, beinahe überraschend, einen unendlich weiten Blick über die Havel frei. Dass dieses Hineinfantasieren in andere Leben, dieses Durchspielen-und-wieder-Verwerfen immer neuer Möglichkeiten, von dem Brandt spricht, auch ein beständiges Öffnen von Freiräumen ist, muss er hier oben auf dieser Anhöhe gar nicht mehr sagen.

In seinen Geschichten aus dem Bonn der späten 1960er, frühen 1970er Jahre gibt es auch diesen Wunsch: aus dem eigenen Leben zu entschlüpfen. Mal reißt der Junge mit dem Fahrrad von dem elterlichen Grundstück aus, das er nur in Begleitung verlassen darf. In einer anderen Geschichte, *Ein kleiner Schritt noch*, kauft er sich von dem Geld, das seine Mutter ihm für neue Schulbücher gegeben hat, in der Kostümabteilung des Kaufhauses einen Raumanzug und träumt sich, das silberne Ding während der folgenden Tage stoisch tragend, in die erste Mondlandung hinein. "Ich weinte, wenn ich an Michael Collins dachte, den dritten Astronauten, der alleine im Raumschiff hatte zurückbleiben müssen, um auf seine Kameraden zu warten. Was er währenddessen wohl dachte?"

Ein ganz typisches Kindheitsgefühl

Dann gibt es die heiß ersehnte Übernachtung bei einem Freund, der in ganz anderen Verhältnissen lebt, in einer beengten, spießigen Wohnung, Untersetzer für die Getränke auf dem Couchtisch, in Jogginganzügen wird gemeinsam Fernsehen geschaut, was beim Erzähler zu haltloser Begeisterung führt. Ist nicht genau dies das Leben, das er eigentlich führen möchte? Nachts plötzlich verzweifelt Heimweh. Und Scham über den Verrat an seinem eigentlichen Zuhause.

Es ist ein ganz typisches Kindheitsgefühl, das Brandt in diesen Geschichten einfängt. Diese Phase, in der das Denken und die Vorstellungen plötzlich autonom werden, in der ein Kind zumindest glaubt, dass es jetzt ausbrechen könnte aus dem Rahmen, den die Eltern stecken. Aber in Wirklichkeit reicht diese Souveränität eben nur bis kurz hinter den Gartenzaun. Und wenn der Junge sich wegspinnt, als Zauberer verkleidet, der in seinem Zimmer tollkühne Wunderdinge zu vollbringen meint, dann müssen am Ende doch die Erwachsenen herbeieilen und den Vorhang löschen, den er dabei versehentlich in Brand gesetzt hat.

"Herkunft ist ja etwas Wichtiges." Matthias Brandt erzählt in seinen Geschichten über die Kindheit in den siebziger Jahren. © Nina Lüth für ZEIT ONLINE [<http://ninalueth.de/>]

Wahrscheinlich wäre es falsch, zu sagen – und so erzählt es Brandt auch nicht –, dass diese Ausbruchs- oder eher Aufbruchsversuche scheitern. Sie verbleiben im Stadium des Begehrens, das nicht gestillt wird und deshalb immer aufs

Neue nach Erfüllung verlangt. Kurz denkt man an Brandt als Kommissar Hanns von Meuffels.

Schon wieder hat sich die Landschaft verändert. Vor uns öffnet sich eine sanft abfallende Wiese, hohe Gräser, einige sind vom Sturm der vergangenen Tage platt gedrückt. Wie eine Dünenlandschaft.

Herbert Wehner taucht auf, Heinrich Lübke auch

"Schön, oder?", fragt Brandt. Absolut. Fast idyllisch wäre es, würde nicht in diesem Moment der Rauhaardackel eines Rentners anfangen, lauthals zu bellen. Der Rentner in angedeuteter Jägermontur guckt, der Hund bellt unablässig weiter. Brandt nickt dem Hund freundlich zu, so als würde er denken: Es ist zwar ein bisschen blödsinnig, was du da veranstaltest, aber es ist schon okay.

Nach der Wiese taucht man wieder in den Wald ein. Abgesehen von dem Rascheln der Schritte im Laub, von dem für die Jahreszeit ein wenig zu viel am Boden liegt, ist es still. Vorsichtiger Seitenblick zu Brandt. Ein Thema hat man bisher absichtlich ausgespart, aus der diffusen Befürchtung, es könnte ihm unbehaglich sein, darüber zu sprechen.

"Ach wirklich?", fragt Brandt erstaunt, als man ihm verrät, dass man ihn, hätte man ihn vor der Lektüre von *Raumpatrouille* getroffen, niemals auf seine Kindheit angesprochen hätte. Es ist doch sicher ungeheuer nervig, immerzu als "Sohn von" behandelt und befragt zu werden. Matthias Brandt ist der Sohn Willy Brandts, des wohl charismatischsten deutschen Bundeskanzlers. Aber das Thema auszusparen ist schwierig, da *Raumpatrouille* zwar offensichtlich ein fiktionaler, literarischer Text ist, aber Figuren wie Herbert Wehner oder der ehemalige Bundespräsident Heinrich Lübke darin auftauchen. Und ein Vater, der als Bundeskanzler in der Öffentlichkeit steht und dessen Haus von Sicherheitsleuten bewacht wird.

Matthias Brandt weiß ziemlich genau, was er mit seinem Buch macht, und er scheint damit im Reinen zu sein. "Es nervt natürlich in einer gewissen Phase, wenn man das Gefühl hat, dass man schon 20-mal dieselben Fragen gestellt bekommen und die auch schon 21-mal beantwortet hat. Oder auch nicht beantwortet, was ja dann auch eine Antwort ist. Und natürlich gab es Zeiten, in denen ich dachte, ich muss das von mir fernhalten, damit mich das nicht so dominiert. Aber das ist ja auch nur eine vergrößerte Form von etwas, das jeder kennt."

"In meinem Fall spielt da eben Willy Brandt mit"

Ein paar Schritte geht er schweigend, wie er überhaupt immer wieder Pausen

macht im Reden. Pausen, in denen der andere dazwischenkommt. Mehr aber noch, in denen Brandt sich selbst die Zeit zu geben scheint: hinzuhören und dem dann zu folgen.

"Herkunft ist ja etwas Wichtiges", sagt er. "In eine Lage gebracht zu werden, die nicht thematisieren zu können, das wäre ja eine wahnsinnige Einschränkung. Ich weiß gar nicht, warum ich mich dem unterwerfen sollte." Wieder ein paar Schritte Stille.

"Es ist ja auch kein Buch über meinen Vater, sondern über kindliche Wahrnehmung. Und in meinem Fall spielt da eben Willy Brandt mit." Plötzlich prustendes Lachen. "Das ließ sich ja schwer vermeiden."

Die bloße Idee, man könne sein Leben rückwirkend doch noch einmal verwandeln – nicht, weil man es loswerden will, eher als Gedankenspiel, als Experiment –, begeistert ihn sichtlich. Vor allem, weil es ein unmöglicher, ein alberner Gedanke ist. Die machen Brandt offenbar Spaß. Kurz wird er noch einmal ernst. "Mein Vater war ja auch keine mich traumatisiert habende Persönlichkeit. Im Gegenteil. Es ist schön, sich daran zu erinnern."

An Objektivität glaubt er nicht

Vielleicht ist die Vorstellung einer Raumpatrouille eine ganz gute Übersetzung für das poetologische Prinzip von Brandts Erzählen. Es gibt ein Gerüst von Fakten oder vermeintlichen Fakten, von Erinnerungen oder vermeintlichen Erinnerungen. An Objektivität glaube er nicht, wirft Brandt ein, vermessen fände er das, so eine Behauptung und so einen Anspruch überhaupt aufzustellen. Und dieses Gerüst wird dann im Schreiben zum Schweben gebracht, in etwas anderes verwandelt. So ähnlich, wie Brandt es auch mit den Figuren macht, die er vor der Kamera und bis vor einigen Jahren auf der Bühne gespielt hat.

Deshalb liest man Brandts Geschichten von der ersten Seite an nicht als Spurensucher oder gar mit verdruckstem Voyeurismus, sondern als Geschichten über kindliche Gemütszustände und Wahrnehmungen mit erstaunlich großem Wiedererkennungswert.

Denkt man noch einmal an die Ausbruchsversuche, über die Brandt in *Raumpatrouille* schreibt, oder an seine Leidenschaft, sich in andere Menschen hineinzudenken, dann könnte der erste Impuls sein, die eigene Unzufriedenheit als Antrieb zu vermuten. Probehalber könnte man das Ganze aber auch umdrehen. Vielleicht gelingt das Hineindenken, Hineinfantasieren in andere umso besser, wenn der Grund, auf dem man steht, emotional und konkret, nicht nur ein gefestigter ist, sondern wenn auch ein Einverständnis besteht.

"Ich habe einen Siebziger-Jahre-Tick"

Vielleicht muss man sich ein solches Einverständnis, eine solche Sicherheit erst aneignen. Er erinnere sich noch gut, erzählt Brandt, "dass es für mich eine große Rolle spielte, dass ich nach einem Beweis für meine Existenz gesucht habe. Da war doch ein großer Zweifel. Dass am Ende dieser Überlegung herauskommen könnte, dass es mich gar nicht gibt. Und dass es vielleicht auch besser ist, irgendwann aufzuhören nachzudenken." Man kann eben auch verloren gehen oder abdriften bei einer Reise zum Mond.

Die letzte Geschichte von *Raumpatrouille* endet wie ein Kinderbuch: Der Junge schläft selig ein, während sein Vater ihm vorliest. Eine poetische Aneignung von Erinnerung, die mit einem tiefen Einverständnis, mit dem Wissen um Geborgenheit und Sicherheit endet. Matthias Brandt lacht, wenn man ihn nach diesem Ende fragt. Er lacht ohnehin oft, wenn man ihn etwas fragt, nicht belustigt, sondern überrascht, als würde er sich freuen, dass jemand etwas entdeckt hat. Ganz egal erst mal, ob das so stimmt oder nicht. Erst mal ausprobieren, erst mal den Gedanken ausloten, erst mal die Möglichkeit durchspielen.

Neulich habe ihm jemand gesagt, dass es alles so wahnsinnig traurig sei, was er in *Raumpatrouille* schreibe, über diese große Einsamkeit des Jungen. Das habe ihn ziemlich verblüfft, sagt Brandt. Es gehe doch nicht um Einsamkeit, sondern um das Alleinsein, und um ein Kind, das gern allein ist, nur manchmal nicht. Vor allem gehe es doch um einen Jungen, der Platz und Zeit hat, Dinge auszuprobieren.

Drei Meter lange Motorhauben

Im "Polizeiruf" spielt Matthias Brandt den Kommissar Hanns von Meuffels.

© Nina Lüth für ZEIT ONLINE [<http://ninalueth.de/>]

Jetzt ist Matthias Brandt bei einem Thema, vielleicht wirklich bei *seinem* Thema, über das er sich nicht in Rage, wohl aber in eine mitreißende Emphase reden kann. "Ich habe ja so einen Siebziger-Jahre-Tick", sagt er. "Ich halte es für einen Riesenvorteil, dass es damals diese Leerstellen gab. Es gab einfach mehr Fläche, die von einem selbst auszufüllen war. Und zwar ohne dass einen jemand dabei beobachtet hat oder dass einen ständig jemand kommentiert oder reglementiert hat. Ich hänge so an diesen Jahren, weil ich glaube, dass die Menschen damals, anders als heute, genügend Zeit und genügend Raum hatten. Für sich. Und dazu gab es dann diese unsinnig langen Musikstücke, diese unvernünftig großen Autos mit drei Meter langen Motorhauben, die natürlich schwachsinnig waren. Aber ich find's irgendwie gut."

Wenn Matthias Brandt von unsinnig langen Musikstücken spricht oder von der Schwachsinnigkeit drei Meter langer Motorhauben, dann setzt er jeweils ein kleines "ja?!" dahinter. So als würde er sich selbst die Erinnerung noch einmal aufrufen, und als würde er sagen: Wissen Sie, was ich meine? Ist das nicht großartig? Diese Unvernunft?

Man müsse sich natürlich selbst befragen, ob das eine Verklärung sei, sagt Brandt. Ob das ein nostalgischer Blick darauf sei. Und ob darin ein blöder Kulturpessimismus stecke. "Ist aber, glaube ich, nicht so", sagt er. "Der Punkt, um den es geht, ist: dass es wirklich und – ich behaupte – beweisbar und *objektiv* freier war." Brandt lacht schallend, weil er weiß, dass er eben noch das Gegenteil behauptet hat, dass es keine Objektivität gibt. Aber für seine Überzeugungen und Leidenschaften muss man eben auch mal ein bisschen schummeln.

Kränkungen und Sehnsüchte

Er hänge sehr an dieser Zeit. Danach sei "diese Effizienz- und Selbstoptimierungsscheiße" losgegangen, die diese Leerstellen nach und nach getilgt habe. "Lieber schnell noch mal ein Haus hinbauen, ist ja ungenutzte Fläche. Anstatt zu sagen: Das ist aber extrem wichtig, dass das ungenutzte Fläche ist. Die muss da sein. Damit kann jeder machen, was er will. Und wenn wir da jetzt alles vollbauen, dann geht das eben nicht mehr. Dann geht Menschen was verloren." Auch wenn Matthias Brandt zwischendurch immer wieder ein bisschen lachen muss über seine Emphase, dann meint er es doch sehr ernst. "Das ist Freiheitsberaubung. Geistige Freiheitsberaubung." Wenn nur ein paar mehr Menschen so denken würden. Vielleicht wäre die Lektüre von Brandts Buch ein Anfang, um sich darin zu üben.

Der Glienicker Park ist am Ende leider doch nur ein Park, nicht das Meer, an dem man ewig dem Horizont entgegenlaufen kann. Irgendwann steht man wieder am Johannitertor, flankiert von zwei goldenen Greifen, die ein wenig argwöhnisch von den Torpfosten linsen, rechts von uns die Glienicker Brücke. Wie abrupt zurück in die Gegenwart gespült.

Die Löwenfontäne plätschert leise vor sich hin. Matthias Brandt verabschiedet sich, setzt seinen Rucksack auf, befestigt eine Flasche Mineralwasser an einer Halterung, dann schwingt er sich auf sein Fahrrad und biegt auf einen gegenüberliegenden Waldweg ein. Wie gern würde man ihn noch ein Stück begleiten, ihn fragen, während man nebeneinander über die Schotterpisten holpert, ob er Fußball so liebt, weil sich dort immer wieder diese Möglichkeitsräume eröffnen, weil jederzeit alles passieren kann, weil es so verdammt nebensächlich ist und gleichzeitig so verflucht wichtig. Und ob seine Liebe zu Werder Bremen womöglich auch mit seiner Leidenschaft für das Scheitern – egal.

Eigentlich ist der Gedanke viel schöner, dass Matthias Brandt auf seiner Fahrt ein paar Menschen begegnet, in die er sich für ein paar Momente hineindenken, über deren Kränkungen und Sehnsüchte er sinnieren kann. Und wie er das, was er da sieht, zum Schweben bringt, können wir dann, mit etwas Glück, irgendwann anschauen oder sogar lesen.

Matthias Brandt: "Raumpatrouille". Kiepenheuer & Witsch, Köln 2016. 176 Seiten, 18 Euro. Jens Thomas: "Memory Boy". Songs. ROOF Music, 17,99 Euro. Am 11. September um 20.15 Uhr läuft in der ARD der "Polizeiruf: Wölfe" mit Matthias Brandt.